

Leseprobe aus:  
**Hertha Pauli**  
**Der Riss der Zeit geht durch mein Herz**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© 2022 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien







Hertha Pauli

# DER RISS DER ZEIT GEHT DURCH MEIN HERZ

Erinnerungen

Mit einem Nachwort  
von Karl-Markus Gauß

Paul Zsolnay Verlag

Mit freundlicher Unterstützung der Stadt Wien, Literatur und Wissenschaft,  
und des Zukunftsfonds der Republik Österreich



**Zukunftsfonds**  
der Republik Österreich

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Der Riß der Zeit geht durch mein Herz. Ein Erlebnisbuch«  
1970 im Paul Zsolnay Verlag.

1. Auflage 2022

ISBN 978-3-552-07308-1

© 2022 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien

Satz: Nadine Clemens, München

Autorinnenfoto: Hertha Pauli, Northport Winter 1949/50

©ÖNB Signatur Cod. Ser. n. 33894

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Foto: Wien, Graben / Foto um 1915 © akg-images

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungs-  
vollen Quellen  
FSC® C083411

## GELEITWORT

»Der Riss der Zeit geht mitten durch mein Herz«, schrieb Heinrich Heine rund ein Jahrhundert bevor wir Europa verließen. Der Satz kam mit auf unserer Flucht durch Frankreich, denn Walter Mehring zitierte ihn immer wieder.

»Wusste er schon, dass dies Ungewöhnliche zu einem ganz gewöhnlichen Schicksal unserer Schriftsteller werden würde?«, fragte er dazu.

»Ihr seid hier in Amerika überhaupt nicht angekommen«, pflegte der Maler George Grosz zu sagen, wenn wir ihn in seinem Atelier auf Long Island besuchten. »Ihr sitzt alle miteinander noch in Marseille ...« Grosz meinte, in Amerika Wurzeln geschlagen zu haben, vielleicht weil er das Grauen, dem wir entronnen waren, auf seine Bilder bannte, zeitlos im unendlichen Raum, während wir noch immer unterwegs sind – auf der Suche nach dem Raum und nach der Zeit, die irgendwo, irgendwann verloren gingen.

Dieses Erlebnisbuch soll eine Brücke bauen, die das Heute mit dem Gestern verbindet – für meine Freunde und für mich. Eine Brücke, über den Riss der Zeit hinweg, aus Gedanken, Erinnerungen, Bildern ...

H. P.

*Long Island, New York 1970*



## ANRUF AUS BERLIN

Als Wien noch die Weltstadt war, in der das Haus Habsburg und der Walzerkönig regierten, spielte auch das Wiener Kaffeehaus eine ganz andere Rolle. Hier traf sich die große Welt, hier wurden Ideen geboren, Entscheidungen gefällt und Hoffnungen begraben. Im Kaffeehaus spiegelte sich wie auf einem kleinen Welttheater der Wandel der Zeiten. Die Figuren an den Stammtischen, Politiker, Dichter oder Schachmeister, traten entsprechend auf und ab. Die beiden berühmtesten Cafés aus der guten alten Zeit lagen nahe der Hofburg: das Café Herrenhof und das Café Central. Im Herrenhof traf sich Kronprinz Rudolf einst inkognito mit liberalen Journalisten, und im Central spielte vor dem Ersten Weltkrieg ein Herr Bronstein täglich seine Schachpartie, bis er in einem versiegelten deutschen Militärwaggon als Leo Trotzki in die Weltgeschichte einfuhr.

Vor dem Zweiten Weltkrieg frühstückte ein neues Regierungsmitglied gern im Herrenhof. Jeder gute Ober kennt die Lesegewohnheiten seiner Stammgäste, und so legte er Dr. Seyß-Inquart stets geflissentlich die Zeitungen aus Deutschland auf den Tisch. War doch der Herr Minister Österreichs offizieller Verbindungsmann mit dem Dritten Reich.

Am Freitag, dem 11. März 1938, hatte ich gegen Mittag ein Rendezvous im Café Herrenhof – nicht mit Seyß-Inquart, den ich weder kannte noch zu kennen wünschte, sondern mit zwei

guten Freunden. Ich musste mich beeilen, weil ich mich verspätet hatte. Ich war im Hotel Bristol von der amerikanischen Verlegerin Blanche Knopf empfangen worden, die sich zu meiner Freude für meine kürzlich erschienene Biographie von Bertha von Suttner interessierte.

Dieses Buch war in Deutschland ebenso schnell verboten worden wie das Buch der Friedensnobelpreisträgerin selbst, »Die Waffen nieder«. Aber auch in Wien hatte die Suttner-Biographie einen kleinen Wirbel verursacht: Als ich im Rundfunk daraus vorlas, warfen Nazi Stinkbomben in das Studio. Blanche Knopf aber wollte die Biographie nach Amerika mitnehmen, obwohl es zurzeit kaum erfolgsversprechend schien.

Wenn man sich beeilt, kann man das Café Herrenhof vom Bristol aus in weniger als zehn Minuten erreichen, nicht aber an jenem 11. März 1938. »Wenn man am Ring nimmer durchkommt, haben wir Revolution«, sagen die Wiener seit 1918. An jenem Tag hielten mich Polizeisperren auf, weil junge Nationalsozialisten vor der Oper aufzogen. »Heil Hitler!«, brüllten sie immer wieder.

Fragend wandte ich mich an einen der Polizisten. Der zuckte die Achseln, aber ein zweiter – Polizisten gehen gern paarweise um – sah mich plötzlich scharf an. Was soll denn das heißen, dachte ich, während ich mich aus dem Staub machte. Die Polizisten folgten mir, und in meiner Angst geriet ich fast unter die Nazi-Demonstranten. Doch die ließen mich laufen, weil die Polizei hinter mir her war. Ich schlüpfte in den Eingang eines Durchhauses und konnte durch den Ausgang auf der anderen Seite unbemerkt entkommen.

Als ich im Herrenhof auftauchte, fand ich die Freunde besorgt. Die »Heil Hitler«-Rufe drangen wie ununterbrochenes Hundegekläff zu uns herein. »Auch die Polizisten sind Nazis«, flüsterte ich atemlos und verstummte, weil der Ober zu uns trat.

»Was darf's sein?«, fragte er wie immer. Ich bestellte eine Schale Gold – nur Kaffee, denn mir war der Appetit vergangen.

Im Kreis meiner Freunde erholte ich mich. Der eine war Dr. Carl Frucht, heute Informationsschef der UNO-Weltgesundheitsorganisation in New Delhi, damals noch Student. »Carli«, wie wir ihn einfach nannten, war Mitbegründer der »Österreichischen Korrespondenz«, meiner literarischen Agentur, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, vor allem österreichische Autoren zu verbreiten.

Der zweite war Walter Mehring. Der in Paris lebende deutsche Dichter war 1934 für ein paar Tage nach Wien gekommen und ein paar Jahre geblieben. Unsere höflichen Anfragen nach seinen Werken hatte er zunächst unbeantwortet gelassen. Schließlich wurden wir auf einer Gesellschaft einander vorgestellt, und er schaute mich lachend an: »Sie sind die Österreichische Korrespondenz?« Er hatte offiziellen Herren ausweichen wollen, nicht einer höchst unoffiziellen jungen Dame. Noch heute spricht er manchmal von dem großen Bänderhut, den ich damals trug.

»Du musst jetzt rasch fort«, riet ich ihm im Herrenhof. Seine Ausbürgerung stand auf der ersten Goebbelsliste, was ihn mit Stolz erfüllte. »Und du?«, fragte er mich. »Bei uns ist es doch etwas anderes«, erwiderte ich, und Carli setzte hinzu: »Wir müssen am Sonntag wählen.« Für diesen Sonntag, den 13. März – das Datum machte mich abergläubisch –, hatte Schuschnigg die allgemeine Volksbefragung angesetzt: Ja oder Nein, für oder gegen ein freies, unabhängiges Österreich. Das zu erwartende Ja schien uns über jeden Zweifel erhaben. Bekannte aus politischen Kreisen bekräftigten uns darin; nicht nur Guido Zernatto, Generalsekretär der Vaterländischen Front, Staatssekretär und einer unserer Autoren, prophezeite einen überwältigenden Sieg; auch Vizebürgermeister Ernst Karl Winter, Mehrings Verleger,

der als Sozialist nach einer Anti-Nazi-Einheitsfront rief. Und der deutsche Botschafter von Papen hatte Alma Mahler-Werfel anvertraut, dass nicht einmal mehr die österreichischen Nazis öffentlich für den Anschluss eintreten konnten, da ja die Unterschrift des Führers seit der Zusammenkunft mit Schuschnigg in Berchtesgaden unsere Unabhängigkeit garantierte.

Der volle Preis dieser sogenannten »weiteren Normalisierung der österreichisch-deutschen Beziehungen« war uns nur gerüchtweise bekannt. Die veröffentlichten Punkte schienen schlimm genug. Seyß-Inquart wurde Innenminister, andere Nationalsozialisten erhielten Schlüsselstellungen, und für Naziverbrecher, wie die Dollfußmörder, gab es eine Generalamnestie.

Als die Nachricht von Schuschniggs Canossagang bekannt wurde, hatte ich Zernatto in der Vaterländischen Front angerufen. »Der Bundeskanzler in Berchtesgaden?«, rief ich entsetzt. »Wie konnte er nur?« »Das hab ich ihn auch gefragt«, antwortete der Staatssekretär.

»Bis hierher und nicht weiter«, erklärte Kurt von Schuschnigg nach seiner Rückkehr. Er sprach im Parlament, neben der Büste seines Vorgängers Engelbert Dollfuß, der 1934 ein Opfer der Nazis geworden war. Die große Kampfansage war erst vorgestern erfolgt, als Schuschnigg in Innsbruck, seiner Tiroler Heimat, verkündet hatte: »Mander, 's isch Zeit! Am Sonntag wird abgestimmt« – und mit dem Ruf schloss: »Rot-weiß-rot bis in den Tod!«

Brausender Jubel war ihm gefolgt. »Rot-weiß-rot bis in den Tod!« Wenn wir auch den Feind schon in den eigenen Reihen wussten, wir wollten kämpfen. Wir wollten die Mörder überumpeln, ihnen keine Zeit zum Gegenschlag geben. Die Wahl sollte ihnen den Wind aus den Segeln nehmen.

Selbst Mehring, der Schwarzseher, mochte keine Warnungen hören und blieb. Hatte man ihm nicht schon 1934 in Paris von

der Fahrt zu den »Austrofaschisten« abgeraten? Im Zug nach Wien erzählte ihm dann ein Mitreisender, dass sein neuer Gedichtband »Und Euch zum Trotz« in Österreich verboten worden sei. Der Herr trug das Buch bei sich und bat voll höflicher Bewunderung um ein Autogramm. »Wer sind Sie denn?«, wollte Mehring wissen.

»Ich bin der Zensor«, kam es zurück.

Später, beim Heurigen, bezeichnete Walter sich manchmal als »Wahl-Wiener«. Jetzt schien ihm, nach dem alten Witz aus dem Ersten Weltkrieg, unsere Lage »hoffnungslos, aber nicht ernst.«

»Ich lasse euch nicht allein«, erklärte er an jenem Märzmor-  
gen im Herrenhof. Wenn alle Stricke reißen sollten, glaubte er nämlich, uns nach Frankreich retten zu können. Er hatte gute Beziehungen zum Quai d'Orsay.

Unser Gespräch wurde plötzlich unterbrochen. »Herr Dr. Seyß-Inquart, bitte«, rief der Ober. »Berlin am Apparat!«

Am Nebentisch erhob sich ein Herr und ging dicht an uns vorbei zum Telefon in die Garderobe. In diesem Augenblick wurde mir plötzlich bewusst: diesem Mann untersteht jetzt unsere Polizei!

Auf dem Sims hinter unserm Ecktisch standen liebliche Barockengelein aus Bronze. Auf einen davon zeigend, flüsterte ich Mehring ins Ohr: »Soll ich ihn damit erschlagen?«

Walter schüttelte den Kopf. »Hilft nichts – es sind zu viele.«

Der Innenminister kam an seinen Tisch zurück, zahlte und eilte hinaus. Besorgt blickte der Ober ihm nach. »Sehr nervös, der Herr Doktor«, bemerkte er vertraulich zu uns. »Dem schmeckt heut net amal sei' Apfelstrudel.«

Was hinter den Kulissen vorging, erfuhr ich erst viel später von Guido Zernatto im Exil. Seyß-Inquart begab sich nach diesem Anruf aus Berlin ins Bundeskanzleramt, wo man ihn schon überall gesucht hatte. Weder in seinem Büro noch in seiner Advokatenkanzlei war er zu finden gewesen; auch in der früher illegalen Landesparteileitung in der Seitzergasse konnte man ihn nicht erreichen. Nur sein Wagen parkte davor.

Indessen liefen im Bundeskanzleramt immer bedrohlichere Meldungen ein. An der bayerischen Grenze und in München sammelten sich deutsche Truppen; in der Grenzstadt Passau wurden im Laufe des Tages Militärtransporte mit 40 000 Mann erwartet, und in Niederösterreich und Wien rotteten sich SA- und SS-Verbände zusammen.

Man hoffte, Seyß-Inquart werde beruhigend eingreifen. Noch tags zuvor, am Donnerstag, dem 10. März, hatte er sich bereit erklärt, für Schuschniggs Volksabstimmung im Rundfunk zu sprechen. Dass er unterdessen im Herrenhof – einem gut gewählten, neutralen Ort – mit Berlin telefonierte, kam erst heraus, als er mit seinem Kabinettskollegen, dem Minister ohne Portefeuille Glaise von Horstenau, nun endlich im Bundeskanzleramt erschien.

Die beiden Herren überbrachten ein Ultimatum. Der Führer wünschte eine Verschiebung der Wahl um vier Wochen; dann sollte sie unter der Leitung von Seyß-Inquart vor sich gehen. Wurde das Ultimatum abgelehnt, würden die beiden Minister demissionieren und jede weitere Verantwortung ablehnen. Sie gaben dem Bundeskanzler für seine Entscheidung bis ein Uhr Mittag Zeit. Eine knappe Stunde also.

Eine Absage der Wahl schien Schuschnigg unmöglich. Er könne die technischen Vorgänge ändern, nicht aber den Termin verschieben, erklärte er und gab Zernatto den Auftrag, mit den beiden Herren wegen einer Fristverlängerung zu verhandeln.

Indessen wollte er die Lage mit Bundespräsident Miklas besprechen.

Dr. Seyß versicherte, er habe bezüglich der Frist bereits sein Möglichstes getan, doch ließ er sich schließlich herbei, Berlin zurückzurufen, und kam mit einer Verlängerung um eine weitere Stunde zurück.

Im Vorzimmer des Bundeskanzleramtes wartete eine schweigende Menschenmenge, während unausgesetzt die Telefone klingelten. So verging die Zeit, die letzte Frist, die Seyß-Inquart gewährt hatte. Zernatto redete auf ihn ein, diese Taktik, diese Politik könne unmöglich von ihm ausgehen – sie stehe in völligem Widerspruch zu seiner bisherigen Haltung ... Der Innenminister nickte. Es liege nicht mehr bei ihm, meinte er. Die Entscheidung falle jetzt anderswo.

»Wo?«

»In Berlin.«

»Oder auf den Barrikaden«, erwiderte Zernatto.

Nach kurzem Überlegen entschloss Seyß-Inquart sich zu einem weiteren Gespräch mit Göring, der drüben die Zügel führte. Dieser Anruf wurde in der Bundeszentrale abgehört. Wie sich später herausstellte, entsprach es den Tatsachen, was Seyß-Inquart darüber berichtete: Erst habe Göring ihn warten lassen, um mit dem Führer zu reden; dann habe der Marschall das Ultimatum für verfallen erklärt und hinzugefügt: »Teilen Sie das Schuschnigg mit.«

Seyß-Inquart wandte sich an Zernatto. »Wollen wir dem Bundeskanzler die Nachricht überbringen?«

Der österreichische Staatssekretär antwortete: »Das ist Ihre persönliche Aufgabe.«

Der Innenminister zuckte die Achseln. »Ich habe nur die Nachricht zu überbringen, aber keinen Einfluss. Ich bin nichts als ein historisches Telefonfräulein.«

Österreichische Propagandaflugzeuge flogen über den Himmel, und Millionen von Wahl-Flugzetteln flatterten auf die Straßen von Wien herab, in wilde Tumulte hinein. Als wir aus dem Herrenhof kamen, gerieten wir zwischen schreiende Fronten.

»Rot-weiß-rot bis in den Tod!«, schallte es aus unseren Sendern. »Heil Hitler!«, gellte es dazwischen. Ich piffte die Mar-seillaise vor mich hin, aber es hörte mich keiner. Meine Kampflust übertraf meine Furcht. Noch immer siegesgewiss, zogen Carli und ich durch das Gewühl, während Mehring sein Hotel am Westbahnhof aufsuchte, um wenigstens seine Bibliothek zusammenzupacken. Was gleichzeitig im Bundeskanzleramt vor sich ging, ahnten wir nicht.

Wir gelangten heil in unser »Büro«, das nur aus einem Zimmer meiner Mansardenwohnung in einer Cottage-Villa bestand. Hier war es noch ruhig, als sei nichts geschehen. Friedlich lagen die Manuskripte unserer Autoren in den Fächern eines hohen Regals. Sämtliche politische Richtungen von links nach rechts waren vertreten; nur die nationalsozialistische fehlte.

Wir waren stolz auf unsere Liste. Sie reichte vom Dichter Franz Theodor Csokor, der als Vertreter Österreichs am P. E. N.-Kongress in Dubrovnik für den Ausschluss der Nazis gestimmt hatte, über Alfred Polgar und Egon Friedell bis zu den Auslandsrechten von Schuschnigg »Dreimal Österreich«.

An jenem Freitagnachmittag arbeiteten wir wie immer, weil es uns am wichtigsten schien, Ruhe zu bewahren. Abends wollte ich meinen Vater besuchen, der mit seiner jungen Frau im 9. Bezirk wohnte, in der Nähe des Biochemischen Instituts, seiner Arbeitsstätte. Meine Mutter, einst Mitarbeiterin der »Neuen Freien Presse«, Frauenrechtlerin und Pazifistin, lebte schon lange nicht mehr.

Von der Straßenbahn aus schien alles ruhiger, denn wir berührten die inneren Bezirke nicht. Mein Vater empfing mich

bedrückt, die Stiefmutter kampflustig. Wir drehten das Radio an. Nach sieben Uhr sprach unser Bundeskanzler:

»Der heutige Tag hat uns vor eine schwere und entscheidende Situation gestellt. Ich bin beauftragt, dem österreichischen Volk die Ereignisse des Tages zu berichten. Die deutsche Reichsregierung hat dem Herrn Bundespräsidenten ein befristetes Ultimatum gestellt, nach welchem der Herr Bundespräsident die Regierung nach den Vorschlägen der deutschen Reichsregierung zu bestellen hätte, widrigenfalls der Einmarsch deutscher Truppen für diese Stunde in Aussicht genommen wurde. Ich stelle fest, vor der Welt, dass die Nachrichten, die in Österreich verbreitet wurden, dass Ströme von Blut geflossen seien, dass die Regierung nicht Herr der Lage wäre und aus eigenem nicht hätte Ordnung machen können, von A bis Z erfunden sind ...«

Ich atmete auf.

»Der Herr Bundespräsident beauftragt mich, dem österreichischen Volk mitzuteilen, dass wir der Gewalt weichen. Wir haben, weil wir um keinen Preis, auch in dieser ernsten Stunde nicht, deutsches Blut zu vergießen gesonnen sind, unserer Wehrmacht den Auftrag gegeben, sich ohne Widerstand zurückzuziehen ...«

In meinen Ohren brauste mein nicht-deutsches Blut, so dass ich nur mehr den Schluss hörte.

»So verabschiedete ich mich in dieser Stunde von dem österreichischen Volk mit einem deutschen Wort und einem Herzenswunsch: Gott schütze Österreich!«

»Gott«, sagte meine Stiefmutter.

Aus dem Radio klang Musik, vertraute Klänge von Joseph Haydn. Mein Vater schien plötzlich erleichtert. »Es kann doch nicht so schlimm sein«, meinte er. »Die spielen ja unsere Kaiserhymne.«

Ich schaute ihn nur an. Seit dem Zusammenbruch der Mo-

narchie war das »Gott erhalte« nicht mehr gespielt worden. Wohl aber sang man dieselbe Melodie mit anderem Text: »Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt ...«

Wäre es nicht zum Weinen gewesen, ich hätte gelacht. Doch mir kamen auch keine Tränen. Ich starrte ins Leere. Ein neues Lied kam durchs offene Fenster: »Brüder, wir marschieren, bis alles in Scherben fällt«, sang und klang es da draußen, »heute gehört uns Deutschland, morgen die ganze Welt!«

Ich wollte fort – wohin? »Wiedersehen jenseits der Grenze«, formten meine Lippen.

Papa schloss das Fenster. »Um Gottes willen, wenn dich einer hört«, flüsterte er. Und dann: »Ich bleibe.« Nur meine junge Stiefmutter rief mir nach: »Denk an uns, wenn du an der Grenze bist!«

Später ging dann mein Vater über die Grenze – sie blieb ...

Auf der Straße rings um mich brüllende Stimmen. »Ein Volk, ein Reich, ein Führer!« Es gibt keine Barrikaden.

Ich drücke mich in eine Telefonzelle. Die Verbindung klappt. »Komm gleich zu mir«, sage ich zu Mehring. »Ja«, antwortet er und hängt ein. Oder sind wir unterbrochen? Ich bin plötzlich allein. Nur Walters Stimme klingt mir noch im Ohr: »Gott geb's, dass nimmermehr loskomm' der große Krebs ...«

Seine »Sage vom großen Krebs« hatte er schon vor dem Reichstagsbrand geschrieben – jetzt kam der Krebs auf mich zu: »Wenn die berauschte Kreatur vom Traum erwacht« – Schritt für Schritt –, »geht alles rückwärts und verquer, rückwärts und verquer zu Hexenbränden und Judenpogrom ...!!«

Der Krebs hat plötzlich viele Gesichter. »Nieder mit euch«, schreit er. »Hör mich, Volk, welch' du hier lebst ...« Die Volksgenossen umringen mich, tanzen, singen: »Wenn's Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's noch mal so gut« – das Horst-Wessel-Lied. Ich laufe, laufe schneller als heute Mittag – »dann

kreiste zurück die Jahrhundertuhr zur ewigen Mitternacht« – er kommt hinterher, hinterher ... »Es geht um, es geht um, der große Krebs« ... Gott schütze Österreich ...

Hinter mir fällt die Tür ins Schloss. Ich bin zu Hause. Auf dem Boden türmen sich verstreute Manuskripte. Es ist still. Dann nimmt mich jemand in die Arme, als sei ich aus der Hölle wiedergekommen.

»Dass du nur da bist«, sagte Carli dann, und wir schauten uns an.

»Was machst du denn hier?«, fragte ich.

»Die Manuskripte einpacken.«

»Die können wir doch nicht mitnehmen –?«

»Wollen wir auch nicht«, erklärte er mir. »Sie müssen aus dem Haus, wenigstens die gefährlichsten.«

»Und wohin?«

»Ins Gebüsch, über die Gartenmauer. Da sieht sie lange keiner.«

Die Idee schien gut, denn verbrennen konnten wir nichts; wir hatten eine Gasheizung, keinen Ofen. »Nur lass mich jetzt nicht allein«, bat ich. Und Carli blieb. Nach neun Uhr kam Mehring, weiß wie die Wand. Die tobenden Horden hatten sein Taxi am Gürtel aufgehalten. Der Chauffeur war durch Seitengassen entkommen, schimpfte auf die »Saubagassch« und vermittelte die neuesten Nachrichten; im ersten Bezirk sei kein Durchkommen mehr, im Bundeskanzleramt säße die SS, Schuschnigg sei verhaftet ... Mehring stürzte ans Telefon. »Wen willst du anrufen?«, fragte ich.

»Paris. Einen Freund am Quai d'Orsay.« Seine Finger umklammerten schon den Hörer.

Die ganze Nacht suchte er von meinem Telefon aus Paris zu erreichen. Dass dies für uns gefährlich sein könnte, war uns

nicht klar; wir begriffen bloß, dass die Verbindung nicht zustande kam.

Mit fieberhafter Hast taten wir sinnlose Dinge, ohne dass es uns bewusst wurde. Vielleicht einfach deshalb, weil das Leben seinen Sinn verloren hatte. Carli rannte unentwegt mit dem Anti-Nazi-Material hinunter, Mehring telefonierte, ich räumte alte Sachen um.

Gegen Mitternacht meldete das Radio: »Bundeskanzler Seyß-Inquart hat zur Wiederherstellung der Ordnung in Berlin um den Einmarsch deutscher Truppen ersucht ...« Wir wollten es nicht glauben und fingen an herumzutelefonieren. Bei Zernatto hob niemand ab; wahrscheinlich war auch er schon verhaftet. Wir versuchten noch andere Leute anzurufen. Csokor meldete sich: »Packt ein«, sagte er. »Wir sprechen uns morgen.« Wir saßen mitten unter den restlichen Manuskripten und rührten uns nicht. Mehring wagte sich nicht mehr in sein Hotel: Im Morgengrauen ging Carli hin, um ihm die nötigsten Sachen zu holen. Er kam mit einem Kofferchen und der Meldung zurück, dass Mehring bereits um zwei Uhr früh von der Gestapo gesucht worden war. Gott sei Dank nicht bei mir ... Als Morgengruß schmetterte uns der Rundfunk entgegen: »Die erbetenen deutschen Truppen haben die Grenze überschritten. Reichsführer Himmler ist im Hotel Imperial eingetroffen, der Führer nach Wien unterwegs.«

Wann würde die Gestapo bei mir auftauchen?

Wir schlichen uns auf die Straße. Deutsche Bomber brausten mit Donnerhall und aufgemalten Hakenkreuzen über den Himmel, so dicht, dass für uns die Sonne nicht aufging. Wir drückten uns in eine dunkle Ecke in einem Döblinger Café. Der Ober brachte uns zwei Zeitungen, von denen eine schon längst als Naziorgan bekannt war. »Die anderen sind beschlagnahmt«, sagte er. »Die Deutschen kommen.«

Mehring bestellte Cognac statt Kaffee. Den Ober wunderte nichts mehr. »Walter«, sagte ich, »wir müssen dich dann gleich zur Bahn bringen«, worauf er noch einen Cognac bestellte. Carli und ich tranken schwarzen Kaffee.

Wir zahlten und gingen. »Fahren muss jeder von uns allein«, meinte Carli auf dem Weg. »Erst Sie, Mehring, dann die Hertha – dann ich.« Es war die Reihenfolge unserer Gefährdung. Keiner widersprach. Allein war man wohl sicherer.

Am Westbahnhof sahen wir schon von weitem die schwarzen Uniformen um den Haupteingang. Mehring kehrte um: »Ich kann nicht ...«

Wir gingen ziellos umher; unversehens gerieten wir fast zu nahe an Walters Hotel. »Du musst fahren«, flüsterte ich ihm zu. Ein hoffnungsloses Achselzucken war die Antwort.

Ich redete weiter auf ihn ein. »Wir werden bei mir auf Nachricht von dir warten – wenn bis Abend kein Telegramm aus Zürich kommt, suchen wir dich – wenn es eintrifft, kommen wir nach ...«

»Was soll ich denn telegraphieren?«, fragte Walter tonlos.

Wir einigten uns auf »Grüße, Onkel Emil« – der Name fiel uns aus Kästners »Emil und die Detektive« ein. Durch einen unbewachten Seiteneingang kamen wir in den Bahnhof. Carli ging zum Schalter; ich plauderte mit Mehring auf Französisch, weil er statt eines Passes nur ein französisches Reisepapier bei sich trug. Auf dem Perron wartete schon der Zug.

Mit dem kleinen Koffer reichte Carli Mehring seine Fahrkarte. »Schnellzug Wien–Zürich–Paris, einsteigen!«, rief der Schaffner. Mehring ging auf den Perron hinaus, da trat ein SS-Mann auf uns zu, und im Schatten der schwarzen Uniform schien die Filigranfigur des Dichters vollends einzuschrumpfen.

»Wer sind Sie?«, fragte der SS-Mann und wies auf Mehring.

Carli trat dazwischen. »Das ist unser Französischlehrer«, sag-

te er rasch und hielt dem Nazi wie zum Beweis seine Studentenkarte hin.

»Unser Französischlehrer«, wiederholte ich beflissen. Der Uniformierte wandte seine Aufmerksamkeit uns zu. Böartig musterte er den Ausweis. Ich hörte ein schwaches Geräusch, und ein Blick aus dem Augenwinkel bestätigte mir: Mehring war verschwunden. Der Zug stieß einen schrillen Pfiff aus. Eine schmale Gestalt sprang in den letzten Wagen. »Aufhalten!«, schrie irgendwer.

Wir erstarrten. Aber die SS-Leute stürzten sich auf eine kleine Gruppe, die noch einsteigen wollte. Carli hatte recht: Gruppen sind gefährdeter – sie waren umstellt und wurden abgeführt, während der Zug sich langsam aus der Bahnhofshalle ins Freie bewegte und das Rattern der Räder mit dem Donner der über uns kreisenden deutschen Flugzeuge verschmolz.

Von meinem Haus, das wir nur mit Müh und Not erreichten, wehte die Hakenkreuzfahne. Ich klopfte im ersten Stock bei der Hausbesitzerin. Frau Kornfeld öffnete zitternd und atmete bei unserem Anblick auf. »Was fällt dir ein, Malwine?«, fuhr ich sie an. »Wo hast du den Fetzen her?«

»Sie – sie haben sie verteilt ... Jedes Haus muss eine haben ...«

Die Frau war verstört. »Nimm das Hakenkreuz weg!«, schrie ich wie von Sinnen. »Sonst wirst du sehen, was geschieht ...« Was, wusste ich nicht. Wir ließen die Zitternde stehen und stiegen die Treppe hinauf.

Durch das Mansardenfenster sahen wir die Fahne bald verschwinden. Kurz darauf erschien Malwine, mit Tränen in den Augen. »Dank dir, Hertherl, dank dir! Sie haben grad im Radio gesagt, dass Juden kein Hakenkreuz haben dürfen – sonst werden sie verhaftet! Du hast uns gerettet ...«

Das war leider ein Irrtum: Herr und Frau Kornfeld endeten beide in Auschwitz. Tut nichts, der Jude wird verbrannt ...

An jenem Samstagnachmittag schärfte ich ihr ein: »Wir fahren übers Wochenende auf den Semmering. Falls jemand fragt: Am Montag bin ich zurück.«

Sie nickte. »Auf Wiedersehen am Montag, Hertherl.« Das war unser Abschied.

Abends klopfte es an meiner Tür. Schon das Telegramm? Wir öffneten. Vor uns standen Franz Theodor Csokor und Ödön von Horváth, die unzertrennlichen Freunde. In letzter Zeit hatte man die beiden nur mehr paarweise gesehen, wie Kastor und Pollux.

Wir kannten uns schon lange, Ödön und ich, seit 1931, als seine »Geschichten aus dem Wienerwald« in Berlin uraufgeführt wurden. Ich spielte eine winzige Rolle in dem Stück und gratulierte ihm zur Verleihung des Kleist-Preises. »Aber gehn S', da müssen S' erst die Verrisse sehen. Die hab i g'ärgert«, sagte er vergnügt in seinem gemütlichen bayerischen Tonfall.

Die heftige Reaktion auf seine »Geschichten aus dem Wienerwald« war nicht verwunderlich, da Horváth in seinem Stück über die Bestialität des Wiener Kleinbürgers schon jene Figuren auftreten ließ, die zwei Jahre später die Macht ergreifen sollten! »San s' net tierisch?«, fragte er immer wieder. Es war sein Lieblingsausspruch.

Auch jetzt, während draußen die Nationalsozialisten durch Wien zogen und die Stadt in Besitz nahmen, trat er in mein Zimmer mit der Frage: »San s' net tierisch?« Es klang ruhig und gelassen wie immer, aber ganz und gar nicht mehr vergnügt.

So saßen wir vier bis in die Nacht hinein, warteten auf Onkel Emils Telegramm und besprachen die Möglichkeiten zur Flucht.

»Csok«, meinte Ödön, »du musst doch eigentlich nicht weg? Du könntest hierbleiben.«

Csokor schüttelte die leicht angegraute Löwenmähne. »Wenn ich mich von unserer P. E. N.-Erklärung gegen die Bücherverbrennungen distanzier', dann schon. Aber ich bin nicht der Führer. Meine Unterschrift gilt.« Morgen wollte er nach Polen fahren, wo seine Übersetzung des »Polnischen Faust« ihm einen Orden und eine Regierungseinladung auf Dauer eingebracht hatte. Ödön nickte. »Hast recht. Die Hauptsach' ist das Weiterarbeiten. Wir müssen jetzt egozentrischer werden, um weniger egoistisch zu sein.« Er selbst wollte kurz zu Freunden in die Tschechoslowakei und dann nach Amsterdam, wo der Emigrantenverlag Allert de Lange seine Romane herausbrachte: »Jugend ohne Gott« und bald darauf »Ein Kind unserer Zeit«.

Wir sprachen von den Freunden. Franz Werfel war in Italien in Sicherheit; Alma war noch hier und wollte nun ebenfalls über die tschechische Grenze, weil die am nächsten lag, wenn sie auch vermutlich am strengsten überwacht war. Andere hatten die gleiche Absicht. »Aber jeder fährt besser für sich allein«, fand auch Ödön.

»Wann kommen wir vier wieder zusamm'?,« zitierte ich und brachte eine letzte Flasche Wein, Wein aus dem Wienerwald, auf den Tisch. Wir saßen bei trübem Licht und heruntergelassenen Jalousien. »Die im Dunkel sieht man nicht«, dachten wir wohl und stießen immer wieder miteinander an, bis die Flasche leer war und draußen der Morgen graute.

»Gehen wir, Csok.«

Ödön stand auf.

Sie machten sich auf den Weg. »Auf Wiedersehen.« Wir vier kamen nie wieder zusammen.

Durch die Jalousien drang Tageslicht. Wir drehten das Radio an. Eine Freudenbotschaft jagte die andere: »Mussolini wird dem Führer Südtirol schenken, als Morgengabe zu Österreichs Heim-

kehr ins Reich! ... Kardinal Innitzer hieß den Führer telegraphisch willkommen: Heil Hitler ...»

Die Kirchenglocken läuteten. Es war Sonntag. Wir drehten das Radio ab und warteten stumm – endlos.

Schließlich kamen schwere Stiefel die Treppe herauf. Es klopfte.

Gestapo?

Carli ging aufmachen. Dann hielten wir das Telegramm aus Zürich in Händen: »Grüße, Onkel Emil« – da stand es, genau wie verabredet. Aber wir lasen es immer wieder, immerfort.

Es war heller Tag. Wir packten meine Sachen ein und berieten das zweite Telegramm, auf das Carli warten sollte: »Manuskript erhalten, sendet Kopie.« Keine Unterschrift.

Als wir eben die Wohnung verlassen wollten, läutete das Telefon. Ein Anruf von Csokor: Die Alma ist schon weg.

»Ich fahr' jetzt zu Onkel Emil«, gab ich zurück.

»Gott sei Dank«, hörte ich. »Auf Wiedersehen ...« Ein Menschenstrom wogte zum Westbahnhof; wir gingen darin unter. Wollten die alle fort oder den Führer begrüßen?

Der Bahnhof war von SS und deutschen Truppen besetzt. Lautsprecher bellten in die Halle. Die Schlange vor dem Schalter war lang, doch gelang es mir schließlich, eine Fahrkarte zu erstehen. Wien–Paris–Wien. Ein Retourbillet war harmloser. Auch würde ich in Paris für die unbenutzte Rückfahrt Geld einlösen können. Man durfte nur zehn Schillinge mit über die Grenze nehmen.

Vor uns ging SS auf und ab – auch diese Uniformen traten paarweise auf.

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?

Kurz entschlossen ging ich auf sie zu. »Jetzt, wo die Grenze nach München offen ist, kann man da ohne Visum fahren?«, erkundigte ich mich.

Der Schwarze musterte mich von Kopf bis Fuß. »Fahren Sie nur«, meinte er dann in hinterhältigem Ton; »Sie werden schon sehen.« Damit drehte er mir den Rücken zu.

Unbeachtet ging ich weiter, nur von Carlis Augen verfolgt. Keiner hinderte mich am Einsteigen. Einen Fahrplan gab es wohl nicht mehr; alle Züge hatten Verspätung. In einem Abteil fand ich noch einen freien Platz und traf gottlob keine Bekannten. Ich belegte den Sitz und trat auf den Gang hinaus, um nach Carli Ausschau zu halten. Ich entdeckte ihn endlich halb versteckt am Ende des Bahnsteigs. Unsere Blicke trafen sich. Er wagte nicht zu winken, hob nur ein wenig die Hand, als der Zug endlich losfuhr.

Es dunkelte; Sonntag, 13. März ... unser großer Wahltag ...

Niemand sprach. Der Schaffner kam wie immer und markierte die Fahrkarten; wir fuhren in die Nacht hinaus. Ich fühlte mich wie erschlagen. Rot-weiß-rot bis in den Tod ...

Draußen zog die vertraute Landschaft vorbei. Ich schloss die Augen vor Müdigkeit. Vielleicht wollte ich tot sein. Nur bei längeren Aufhalten in großen Stationen schaute ich hin und wieder auf. Wir hielten in Salzburg, der Festspielstadt – da war ich letzten Sommer mit Csokor, Horváth, Mehring, den Werfels und Carli noch bei Reinhardts »Jedermann« gewesen ...

In Innsbruck stieg ein sonngebräunter Mann ein, der mir bekannt vorkam: es musste der Skiweltmeister Hannes Schneider sein.

Carli und ich hatten unsere letzte Skitour gemacht, als Schuschnigg nach Berchtesgaden fuhr – war das lange her ... »Mander, 's isch Zeit ...«

Auch Innsbruck entschwand.

Hannes Schneider schaute aus dem Fenster. Die Telegraphenstangen flogen vorbei. Ein neuer Tag graute; wir hatten viel Verspätung. Vor der Grenzstation Feldkirch stürmten Lausbuben

in Lederhosen und Armbinden mit Hakenkreuzen den Zug und begannen die Abteile zu durchschnüffeln. »Habt ihr keine Schule?«, fragte ich, als sie zu mir kamen.

Einen Augenblick schienen sie überrascht, dann grinsten sie verlegen. »Steht scho' nimmer dafür«, meinte der eine. »Mir san grad erst aus'm Gefängnis kommen – jetzt steck'mer die andern eini.«

»Und dann geht's eh bald in Krieg«, wusste ein zweiter. Er strahlte.

»Aha«, sagte ich. »Fein.«

Während ich ihnen mein Köfferchen hinhielt, nahm ich ein paar Tafeln Schokolade heraus, die mir Carli sorglich mitgegeben hatte. »Hier, das wird euch schmecken«, sagte ich und hielt ihnen die Tafeln unter die Nase.

»Mir derfen nix nehmen«, erklärte ein Dritter mit sehnsuchtsvollem Blick.

»Aber geht's«, erwiderte ich. »Ist doch nur Schokolade.«

Also griffen sie zu und verkrümelten sich kauend ins nächste Coupé, wobei sie Hannes Schneider auf dem Gang respektvoll auswichen. Den kannten sie.

Mit einem Ruck hielt der Zug dicht vor der Grenze. Anstelle der österreichischen Zollbeamten stiegen SS-Leute ein und hinter ihnen wurden die Wagentüren verschlossen. Wir erbleichten beim Anblick der schwarzen Uniformen. Die Pässe wurden eingesammelt und nach Listen verglichen; die Koffer wurden geöffnet, der Inhalt auf den Boden gestülpt und durchwühlt. Einige aus dem Coupé wurden abgeführt, andere auf dem Gang an uns vorbeigetrieben. Nur wenige kamen zurück.

Neben mir stand ein SS-Mann. Er wandte sich mir zu: »Warum sind Sie vom Westbahnhof gefahren?«